

Heimgesunden.

Roman von Fritz Baum.

1. Gegenströmungen. (Nachdruck verboten.)

Ich danke Ihnen, meine Herren! Jetzt bin ich vollständig eingeweiht. Die übersichtliche Art Ihrer Darlegungen ermöglichte mir einen genauen Überblick des gesamten Besitzstandes meines väterlichen Erbes. Nur dadurch ist es mir möglich, einen durchgreifenden Entschluß zu fassen, wie ihn die derzeitige Vermögenslage von mir verlangt.

Der junge Reichsgraf Waldemar von Hohen-Arnheim machte eine kleine Pause. Die Blide der Sachwalter seines Erbes hingen mit größter Spannung an seinen Lippen.

Langsam, als sei er sich der schwerwiegenden Bedeutung seiner Worte bewußt, fuhr er fort:

„Die Erträgnisse der Majoratsgüter meines Hauses sind bisher in ungehörlich starker Weise angegriffen worden. Das darf hinfort nicht mehr der Fall sein. Ich werde mich bemühen, die Ausgaben auf eine erträgliche Summe zu beschränken. Um dieses wirklich durchzuführen zu können, bin ich entschlossen, den Dienst zu quittieren und mich hier von Schloß Hohen-Arnheim aus der Ordnung meiner Finanzen, sowie der Hebung meiner Einkünfte zu widmen.“

„Den Dienst quittieren“, das Wort schlug ein.

Beide Herren, der alte, weißhaarige Justizrat Adorber und Rentmeister Diepenbrod, vermochten ihre Überraschung nicht ganz zu verbergen. Dem Grafen entging dies nicht.

„Es mag Ihnen vielleicht befremdlich erscheinen, daß ich dem bunten Hof in so jungen Jahren Valet sage, aber mir erscheint diese Maßregel als unumgänglich notwendig. Durch die vollständige Abwesenheit der Magnaten unseres Hauses von den Stammgütern sind riesige Summen infolge der doppelten Haushaltungen verausgabt worden. Was Sie, verehrter Herr Rentmeister, mir von dem Stande der Güter berichteten, erleichtert mir den Uebertritt ins Zivil, denn ich scheide nur ungern aus dem Kreise meiner Kameraden. Aber es muß sein. Unsere Finanzen müssen auf einen ganz andern Stand gebracht werden.“

Freilich, auf Ihre treue Mitarbeit kann ich bei dem mir bevorstehenden Wert nicht verzichten. Hoffen wir, daß die Zeit und der Lohn unserer gemeinsamen Bemühungen nicht voreuthält.“

Der Justizrat erhob sich. „Erlaucht, ich freue mich über Ihren Entschluß im Interesse des gräflichen Hauses, dem zu dienen ich schon seit meiner Jugend die Ehre habe. Wir wollen nicht vom Vergangenen reden — aber, seien Euer Erlaucht versichert, der Segen wird nicht ausbleiben, wenn endlich diese riesenhafte Ausgaben für Reisen, Kunstschätze und auswärtige Häuser unterbleiben. Wir waren Ihnen Offenheit schuldig und haben getan, was unseres Amtes war, wenn wir dabei hier und da auf Mißstände hindeuten mußten, so bitte ich, es

uns nicht als Pietätlosigkeit gegen unsere Herrschaft anzurechnen. Dem Erben waren wir vollste Aufrichtigkeit schuldig, die Directive für die Zukunft steht bei Euer Durchlaucht!“

Graf Waldemar reichte dem Alten, der lebhafter als sonst seine Art war, geredet hatte, die Hand.

„Lassen wir das Vergangene, — die Zukunft möge uns Früchte bringen, wenn wir vereint darum bemüht sind.“

Auch der Rentmeister erhob sich. „Daran soll es nicht fehlen, Erlaucht! Ich freue mich, wenn wir nicht nur Geld aus den Gütern herauszerücken, sondern auch einmal etwas hineinsetzen können, es tut wahrlich not.“

„Soll geschehen, lieber Diepenbrod, wenn wir gehörig darüber beraten haben.“

Aber die wettergebräunten Wangen des Rentmeisters ließen ein paar Freudentränen. Er sah in eine glänzende Zukunft.

Der schlechte Zustand, in dem sich die Güter des reichsgräflichen Hauses befanden, war ihm ständiger Ärger. Da sollte mit einem Schlage anders — besser werden.

Sein Händedruck fiel demgemäß etwas schwerwiegend aus.

Graf Waldemars klangvolle Stimme tönte wieder durch das hohe, weite Gemach, welches dem verstorbenen Grafen Eberhard als Arbeitszimmer gedient hatte.

„Meine Herren, mir verbleibt nur noch die angenehme Pflicht, Ihnen, den wackern Stützen unseres Hauses, für die getreue Erfüllung Ihrer schweren Pflichten meinen herzlichsten Dank auszusprechen, zugleich aber auch die Bitte daran zu knüpfen, auch in der Zukunft mir zur Seite zu stehen.“



Kaiser Franz Joseph von Österreich †. (Mit Text.)

Beide Herren verbeugten sich erfreut. Solche Sprache waren sie an dieser Stätte nicht gewöhnt.

„Ich tat meine Pflicht nach bestem Willen und werde darin auch fernerhin keine Änderung eintreten lassen“, entgegnete der Justizrat. Auch der Rentmeister fügte einige Worte hinzu. „Erlaucht können gewiß sein, daß es mir eine rechte Freude sein wird, weiterhin zum Besten des gräflichen Hauses zu wirken!“

„Das Wort soll gelten. Und nun darf ich die Herren wohl nicht länger in Anspruch nehmen.“

Das war eine Verabschiedung in höflichster Form.

Die Herren nahmen ihre Mappen und gleich darauf befand sich Graf Waldemar allein. Er trat an das Fenster und sah in den Park hinunter, dem seine allzugroße Pflege zuteil geworden.

Schloß Hohen-Arnstein war der Stammsitz der ehemaligen souveränen Reichsgrafen. Ein etwas düsteres, burgartiges Schloß auf einem waldigen Bergfeg.

Am nördlichen Fuße desselben lag das Städtchen Arnstein, Waldemar konnte in die schmalen Straßen und Gäßchen der einstigen gräflichen Residenz hinabbliden.

Ein Seufzer hob seine breite Brust, leise strich er mit der Hand über den Armel seines blauen Kollets mit den karmoisinroten Aufschlägen. „Ade, du lustige Leutnantszeit, fröhliche Reiterjugend, jetzt tritt des Lebens Ernst an mich heran.“

Graf Waldemar war einer der hübschesten und zugleich beliebtesten Erscheinungen im Offizierkorps des Kürassierregiments. Sein gebräuntes Gesicht zeigte sehr sympathische Züge. Ein blonder Schnurrbart zierte es und die tiefblauen Augen, welche jetzt so ernst schienen, konnten auch lustig blitzen.

Vor einem Vierteljahr hatte man seinen Vater in der Erbgrobt beigelegt und nun hatte er als Haupt der Familie über das Wohl und Wehe des Hauses zu bestimmen. Die Finanzen befanden sich in höchst trügerischem Zustande. Teure Reisen und ein großartiges Ausstreuen seines Vaters und Großvaters waren die Ursachen des pekuniären Niederganges.

Außer dem Schloß unterhielt sein Vater noch mehrere Häuser in verschiedenen Residenzstädten, was ein Heidengeld kostete. Waldemar sah nach Einsichtnahme der Bücher, daß nur ein energisches Handeln hier dem sicheren Ruin vorbeugen konnte. Er war stolz gewesen auf den Reichtum seines Hauses und mußte nun die bittere Erfahrung machen, daß dieser Glanz nur Schein war.

Manchen andern hätte diese unangenehme Überraschung vielleicht bedrückt, Waldemar war aber eine energische Natur, er setzte seinen Ehrgeiz darein, aus dem Schein die Wirklichkeit entstehen zu lassen. Das Erbe seines Geschlechts sollte in alter Machtfülle erblühen unter seiner Leitung. Noch war es nicht zu spät. Die unruhigen, auswärtigen Besitzungen, welche nur Unsummen kosteten, ohne einen Nutzen zu gewähren, würde er abstoßen.

Eine Gelegenheit hierzu würde sich leicht finden.

Was sollte er auch mit all diesen Wohnstätten anfangen? Wenn er erst verheiratet war, erhielt er ja noch ein schönes Besitztum — die „Seeburg“.

Dabei mußte er an Marga von Seeburg denken. Ein heiterer Ausdruck vertrieb die ernsten Anien von seinem Antlitz.

Seine Marga, — was möchte sie wohl zu seinen Zukunftsplänen sagen? Gewiß würde sie jubeln, denn dann hatte sie den Verlobten doch jetzt schon in ihrer Nähe.

Dort draußen in der fruchtbaren Aue gliperte ein Wasserspiegel, das war der Burgsee. Seine blauen Fluten umspielten die alten Steinmauern der trügerischen Seeburg.

Einst in allersgrauer Vorzeit war es eine gräfliche Feste gewesen, doch die Herren von Seeburg hatten ihren Vorteil besser zu wahren verstanden als die stolzen Grafen. Heute waren die Seeburger das reichste Geschlecht in der Landschaft.

Daran dachte Graf Waldemar nicht. Er liebte Marga so wie sie war, daß sie nebenbei auch die beste Partie darbot, kam ihm nicht zum Bewußtsein.

Seine Gedanken eilten leichtbeschwingt in die Zukunft. Goldene Träume umgaukelten ihn. Wenn nur erst die Trauerzeit um wäre, — dann, ja dann wurde die lebhafteste, strahlende Marga Frau Gräfin.

Ein leichtes Nollen drang mit der weichen Sommerluft in den Raum. Hastig öffnete Waldemar den Flügel ganz und lebte sich hinaus. So vermochte er die Zufahrt zum Torturm ins Auge zu fassen. Ein Leuchten glitt über seine Züge. Eiskalt zog er sich zurück und ging mit schnellen, federnden Schritten hinab.

Als er eben unter das Portal trat, hielt ein zielliches Broad an der Freitreppe. Die Fensterin des Gespannes sentte grüßend die Peitsche. Aus ihren Augen glitt ein Strahl von Frohsinn und Liebe zu ihm herüber.

„Marga!“ Mit etwas ungräflichen Sprüngen eilte er die Stufen hinunter. Ein Diener nahm ihr die Zügel ab und Graf Waldemar half ihr vom Führersitz, wobei er nicht unterlassen

konnte, die schlaffe, in leichten, weißen Mull gehüllte Gestalt leicht an seine Brust zu drücken, ehe er seiner Braut, dem Fräulein von Seeburg, die Hand küßte.

Die beiden waren so im gegenseitigen Anschauen versunken, daß sie das mehrfache, diskrete Räuspern einer alten, in dunkle Seide gekleideten Dame nicht vernahmen.

„Wollen nun Euer Erlaucht gefälligst ein wenig die Himmelsleiter herabsteigen zur Alltäglichkeit, so wird es mich freuen. Andererseits kann ich ja auch schließlich ohne Ihre Beihilfe von meinem erhabenen Postament hinabklettern.“

Waldemar und Marga fuhren auseinander.

„O, bitte tausend mal um Verzeihung, Gnädigste!“

„Gott, das Tanten!“

Der Graf reichte der Dame die Hand und half ihr sorgsam von dem allerdings etwas hohen Sitz. Jetzt stand Dorette, Baronin von Segernhall, vor dem Paar und blinzelte aus munteren Augen den Grafen lustig an.

„So, da haben Sie uns, Erlaucht! Jung Blut hat nicht Raß noch Raß! Was will ich alte Frau dagegen tun. Ich vertraute meinen schwachen Leib diesem hochwürdigen Behälter an und danke meinem Schöpfer, daß ich heil hier angekommen bin. Man sollte nämlich verlebten Personen niemals ein Leutnant anvertrauen.“

„Aber Tanten, die braven Döhrenken wissen den Weg allein.“

„Stimmt, denn sie ließen sich durch deine saloppe Zügel-führung nicht abhalten, den richtigen Weg einzuhalten.“

Waldemar bot artig der alten Dame den Arm.

„Darf ich die Damen in das Schloß bitten? Seine Hallen stehen bereit zum Empfang solch lieber Gäste.“

Das war keine Phraze, man sah es ihm an, wie er sich freute.

Während er mit der kleinen Baronin voranschritt, blieb Marga auf der Freitreppe stehen und sah sich in dem Schloßhof um. Ihre lichte Gestalt hob sich wirkungsvoll von dem dunklen Hintergrund ab. Die alten düsteren Mauern sahen lange nicht mehr so grämlich aus, seit dieses jungfräuliche Leben zwischen ihnen weilte.

Marga war von mittlerer Größe. Braunes Haar legte sich in natürlichen Wellen um eine hohe Stirn. Die braunen Haieaugen blickten jetzt voll verhaltener Sehnsucht in den Park hinunter, den sie so liebte, weil in unmittelbarer Nähe der väterlichen Seeburg kein solch prächtiger Baumstand zu finden war. Das kräftig modellierte Kinn der jungen Braut deutete einen stark entwickelten Eigenwillen an. Um den Mund lagerte ein scharfer Zug, der zu Zeiten dem Gesicht etwas Hochmütiges gab und unshön die weiche Harmonie der Gesichtsbildung störte.

Mit raschen, festen Schritten folgte sie dem Paare. Die Baronin vertrat Mutterstelle an der jungen Erbin, die im vorigen Jahre majoren geworden war. Margas Vater ruhte ebenfalls schon einige Jahre an der Seite seiner früh verstorbenen Gemahlin.

Dorette von Segernhall liebte ihre Nichte sehr, was von dieser in gleichem Maße erwidert wurde. Trotzdem war die alte Dame von Herzen froh, als Graf Waldemar um die Hand der jungen Seeburgerin anhielt. Sie erkannte, daß dieser Mann nur das Weib und nicht die Erbin in Marga begehrte.

Marga von Seeburg war nicht leicht zu lenken und die Baronin merkte, daß ihr Einfluß auf die Nichte mit jedem Tage abnahm. Da war es gut, wenn die Eigenwillige unter eine feste Hand kam. Und die hatte der junge Graf entschieden.

Marga liebte Waldemar mit der ganzen Heftigkeit eines unberührten, tief empfindenden Weibes.

Aber ihr lebhafter Geist strebte aus der Enge des Landlebens hinaus in Fernen. Das öde Einerlei der Alltäglichkeit befriedigte ihren Tatendrang nicht. Sie fühlte einen innerlichen Drang nach Entfaltung der regen Kräfte, die sie besaß.

Mit einem Wort, sie suchte das Leben!

Wenn sie erst Gräfin von Hohen-Arnstein war, mußte sich die entscheidende Wendung in ihrem Leben, nach ihrer Meinung, vollziehen. Dann trat sie mit einem Schlage all den Dingen und vor allem den Menschen näher, denen sie jetzt fern bleiben mußte.

Sie besaß ein künstlerisches Empfindungsvermögen, das aber noch halb unbewußt in ihr gährte. Ein gewisses Talent zum Modellieren hatte ihr schon manche frohe Stunde verschafft, aber es fehlte ihr an dem rechten Anschluß. Als Waldemars Gattin in der Residenz wohnend, wo sein Regiment stand, würde sie Gelegenheit haben, sich in die Kunst und ihre Schöpfungen zu vertiefen.

Graf Waldemar fragte die Damen, wo sie einige Erfrischungen einnehmen möchten.

„Im Gartenalon ist es um diese Nachmittagszeit recht warm, wie wäre es, wenn wir uns unter die Linden begeben würden? Dort ist es schattig und die Luft weht erfrischend über die Terrasse.“

„Ach ja, bitte!“ fiel Marga lebhaft ein. Nicht wahr, Tante Dorette, die Luft dort wird dir nicht schaden?“

„Nein Kind, das tut sie nicht. Zudem bin ich ja gottlob noch nicht eine solch alte, unnütze Frau, daß ich jungen Menschen,

Als Frau Male am nächsten Morgen mit der Reisetasche in der Hand über die Wiesen ihrem Dörfchen zuschritt und mit tiefen Zügen die kräftige Heimaluft einatmete, hatte sie ein Gefühl im Herzen, das sie, wenn sie nicht die schlichte, ostpreussische Landfrau gewesen wäre, heftigste Erwartung und Heimatglück genannt haben würde. Sie dachte an Kallnieß, der so brav und still und fleißig war und ihr nie ein böses Wort sagte, trotzdem, ja, trotzdem — sie schämte sich, diesen Gedanken weiterzudenken. Und sie dachte an ihre fünf gesunden, kräftigen, fleißigen Kinder.

Sie hatte daheim nicht viel erzählt von ihrer Reise nach Berlin, nur die Hauptsache, und ihr Mann hat sie nicht viel gefragt. Es genügte ihm, daß es dem Ernst gut geht.

Wie wieder hat Frau Male Kallnieß „daran“ gedacht, wenigstens haben niemals wieder die Thren darunter zu leiden gehabt, und die Kinder meinten sogar, Mutter sei jetzt viel „guter“.

Manchmal nur, wenn es recht still um sie ist, sieht Frau Male wie ein Traumbild einen blassen, vornehmen Jungen im Rollstuhl in einem blühenden Garten vor sich und meint den Rosenrost zu spüren, der über das eiserne Gitter zu ihr dringt.

Etwas vom Punsch.

Bier Elemente,	Oh es verdunstet,
Innig gesellt,	Schöpfet es schnell!
Bilden das Leben,	Nur wenn er glühet,
Dauen die Welt.	Labet der Quell.

So preist unser größter deutscher Dichter Friedrich v. Schiller den von ihm sehr geschätzten Punsch und als er dieses Lieblingsgetränk bei dem von Goethe veranstalteten Mittwochstränzchen, das die geistige Elite Weimars in zwangloser Geselligkeit vereinigte, einfuhrte, dichtete er noch sein zweites, berühmteres Punschlied „Im Norden zu singen“:

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen,
Sei uns dieser Feuerfaß.
Was ein Wein sich kann erlangen
Mit dem Willen, mit der Kraft.

Man will wissen, daß Schiller den feurigen Trank bereits auf der Karlschule kennen lernte, und sich gern damit die Qual seines damaligen Lebens versüßte, und sich durch ihn zu seinen Dichtungen anregen ließ. Später rühmte er seiner angebeteten Laura nach, daß sie, wie keine andere, das Punschbrauen verstände.

Zu jener Zeit wurde der Punsch in Deutschland erst vollständig, nachdem ihn die Engländer in Europa eingeführt hatten. Diese wieder lernten ihn in Ostindien kennen, wo er unter dem Namen Pantscha ungemein beliebt war, sich aber dort, nicht wie Schiller singt, aus vier, sondern aus fünf Elementen zusammensetzte. Das Originalrezept lautete nämlich: Eine Säure (Zitronensaft), eine Süße (Zucker), ein Gewürz (Muskat, Zitronenschale, Zimmt etc.), eine geistige Flüssigkeit (Arrak, Cognat, Rum) und Wasser. Da die Deutschen das erhitze Gewürz nicht liebten und den Punsch auch ohne es als feurig genug empfanden, ließ man es anfangs weg, doch später galten Zitronenschale und Zimmt doch als unerlässliche Zutaten zum Punsch.

Am meisten Anhang fand der heiße Magenwärmer bei den Holländern, danach bei den Engländern und dann erst kam auch in Deutschland die Erkenntnis, daß dieses exotische Getränk für die kalten Winterabende doch ein recht angenehmes Getränk sei. Zu seinen ersten deutschen Verehrern soll der alte Dessauer gezählt haben. Er empfahl das neue Getränk in seinen „Saufkompagnien“ als bestes Beseuchungsmittel des geselligen Beisammenseins, und diese Empfehlung war so wirksam, daß man auch im Tabakskollegium des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm von Preußen den Feuertrank einfuhrte.

Nun war dem Punsch die Bahn gebrochen und nach dem Siebenjährigen Kriege war der Punsch bereits das Lieblingsgetränk bei allen männlichen Geselligkeiten. Man feierte in allen Kreisen wahre Punschfeste und besang den Lieblingstrank in allen Ton und Mundarten. In Bürger- und Adelskreisen wurde bis in die vierziger Jahre dem Punschgotte in ausgiebigster Weise gehuldigt, und in den Schriften jener Zeit spukten tolle Visionen, die alle aus der Punschterrine aufgestiegen sind. Als Beispiel seien E. T. A. Hoffmanns Erzählungen angeführt.

Jener Zeit entstammt auch die Sitte, den Beginn des neuen Jahres mit dem dampfenden Punschglase in der Hand zu feiern, und so hat sich der Punsch als volkstümliches Silvestergetränk bis auf den heutigen Tag erhalten, und noch keinem anderen Getränke ist es geglückt, ihn aus dem Felde zu schlagen.

Vielleicht bleibt es der zunehmenden Antialkoholbewegung vorbehalten, an dieser alten Sitte zu rütteln und für die Silvesterfeier warmen Apfelsaft einzuführen. Ob man dann noch mit solcher Begeisterung ins neue Jahr hinübergeht und alles im rosigen Lichte sieht, das bleibt freilich abzuwarten.

W. Knechte-Schönan.

Eingetroffene geschichtliche Prophezeiung.

Im Jahre 1890 befand sich der jüngere Sohn des Dänekönigs, der damalige Prinz Karl, als Seeladett auf einer Fahrt im Mitteländischen Meere. Während sie im Hafen von Malaga vor Anker lagen, erfuhren die jungen Leute aus Prinz Karls Umgebung, es hatte sich in der Stadt eine Wahrsagerin auf, die bedeutenden Zulauf habe und deren Vorherhersagen fast immer einträfen. Das reizte den Prinzen und seine Freunde so, daß sie die moderne Pythia aufsuchten.

Was die Alte dem damals dreizehnjährigen Prinzen gesagt hatte, ohne doch zu wissen, was seine Herkunft war, das wollte er den anderen Jünglingen um keinen Preis mitteilen. Man merkte ihm aber an, daß es großen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er schrieb es auf, steckte es in einen Briefumschlag, den er versiegelte, und gab es seinem vertrauesten Freunde zur Aufbewahrung, bis er selbst es ihm wieder abfordern werde.

Erst zehn Jahre später erbat er sich den Brief zurück und gab nun seinem Freunde das damals Niedergeschriebene zu lesen. Die Wahrsagerin hatte ihm demzufolge prophezeit, er werde einen Thron besteigen und dabei den Namen wechseln, ohne jedoch seine Muttersprache mit einer andern zu vertauschen.

„Natürlich verlegte mich das in große Aufregung“, fügte Prinz Karl hinzu, „denn diese Prophezeiung konnte nur dann in Erfüllung gehen, wenn mein älterer Bruder kinderlos vor mir starb. Darüber wollte ich selbstverständlich nicht gesprochen haben. Da er aber bis heute noch lebt und sogar einen Sohn sein eigen nennt, sieht man doch, daß die alte Hexe sich mit ihrer Vorherhersagung lächerlich gemacht hat.“

Das war nun aber ganz und gar nicht der Fall, im Gegenteil, die Prophezeiung sollte Wort für Wort erfüllt werden. Der Prinz konnte es nur zu der Zeit noch nicht wissen, wie es sein Mensch wurde. Fünf Jahre später erst bestieg er den Thron von Norwegen und wechselte dabei wohl seinen Namen, nicht aber seine angestammte Sprache.

E. D.

Neujahrstrost.

Das alte Jahr ist nun entschunden, Schlag dir der Tod recht tiefe Wunden?
Stimmt dich dies traurig, oder nicht? Rahm er dir, was dir lieb und wert?
Hat es dir guten Lohn beschieden? Vielleicht, daß dir dann für Verlorenes
Für tren und ganz erfüllte Pflicht? Das neue Jahr Ertrag beibringt!

Und ließ es endlich dich erreichen? Denk nur, der Mensch soll nicht verzagen,
Ein heißersehntes, schönes Ziel? Denn launenhaft ist das Geschick,
Ach, oder machten Not und Sorgen Und über Dornen, über Steine
Dich strebensmüde, wunschlos, still? Führt schließlich doch der Weg zum Glück!

Datum, ob auch mit dir verfahren

Das alte Jahr so oder so,

Begrüß das neue heitern Mutes,

Schau in die Zukunft hoffnungsfroh! Martha Grundmann.



Fürs Haus



Gefädelter Soldatenhandschuh.

Man beginnt auf 56 Maschen Aufschlag und strickt 15 Zentimeter lang 2 rechts 2 links. Dann nimmt man auf jeder Nadel 1 Masche zu und



Eingelohnt von Emilie Buchholz, Notran.

strickt 1 Reihe rechts. Unsere Abbildung zeigt das einfache Grundmuster. Erste Reihe: 1 Masche rechts, 2 links. Zweite und dritte Reihe: glatt rechts. Nachdem man das Muster 10mal gestrickt hat, nimmt man von einer Nadel 12 Maschen zum Daumen, schiebt sie auf einem Fädchen, strickt die Reihe weiter und schlägt für die abgetheilten Maschen 12 neue Maschen auf. Das Muster strickt man noch 5mal und beginnt dann den Zeigefinger, genau über dem Daumen stehend, damit der Handschuh sowohl rechts wie links getragen werden kann. Man nimmt nun

die neu aufgeschlagenen 12 Maschen und an jeder Seite 13 Maschen dazu, schlägt 4 Maschen neu an, so daß man zum Zeigefinger 22 Maschen hat. — In dem Mittelfinger nimmt man von beiden Nadeln 7 Maschen, dazu die 4 neu aufgeschlagenen Maschen vom Zeigefinger und schlägt noch 4 Maschen dazu auf. Zum Ringfinger nimmt man von jeder Nadel 6 Maschen, 4 Maschen neu. Die letzten 8 Maschen auf jeder Nadel gehören zum kleinen Finger. Die Finger werden glatt rechts 28, 30, 28 und 26 R. in hoch gestrickt, rasch abgenommen, die letzten Maschen links zusammengeknüpft. Zum Daumen nimmt man zu den vorhandenen 2 mal 12 Maschen an jeder Ecke noch 2 Maschen hinzu und strickt ihn 28 Reihen hoch.



Grundmuster zum Handschuh.

bern war, um diesen einen, der ihr nicht mehr gehörte, so härmte und grämte, das begriff er nicht.

Er trat neben sie und strich ihr begütigend über den Oberarm. „Aber Mädchen, mein trautes Mädchen, natürlich fährst du, wenn du willst. Hätt'st dir gar nicht brauchen das Geld dazu sparen, weißt doch, ich geb' dir, was du willst — aber — aber du weißt doch, was wir damals haben müssen unterschreiben —“

Sie hob die vom Weinen verschwollenen Augen. „Natürlich weiß ich, ich will ja auch gar nicht mit ihm reden, nur sehen will ich ihn. Ich will wissen, wie's ihm geht. Ach Gott, Kallnieß, daß wir auch gerade ihn haben fortgeben können, unser bestes Kind!“ schluchzte sie auf.

Herr Kallnieß schüttelte den Kopf, und soweit das bei seinem gutmütigen Gesicht möglich war, stand ein Zug des Unwillens darauf. „Nein, Mädchen, nein, wie kannst du nur so was sagen! Unsere Kinder sind alle wohlgeraten und haben uns nie den Kopf dicke gemacht, und der Ernstchen war erst drei Jahre alt, wie wir ihn haben fortgegeben. Wie kannst du da sagen, daß er der Beste ist!“

Frau Male stand mit einem Ruck auf, ihre grauen Augen sprühten. „Er war der Schönste, der Klügste, der Beste, das haben die vornehmen Leute gleich gesehen, deshalb haben sie gerade ihn haben wollen. Sollst sehen, was für ein schöner, harter Junge er wird geworden sein, ganz anders wie die andern.“

Herr Kallnieß schüttelte wieder den Kopf, und das Kopfschütteln verstärkte sich noch, als seine Frau gleich darauf den Jüngsten, den Paulchen, der sich schüchtern herindrückte und um ein Butterbrot bat, heftig anfuhr:

„Wart ab, bis du was kriegst, Freßsack!“

Er schüttelte noch immer den Kopf, als er schon an seinem Schneidertisch saß. Was waren die Frauensleute doch komisch! Damals war's der Male gerade recht, daß sie den Ernstchen haben wollten, der so viel quarrte und weinte und mehr Arbeit machte als die andern, und jetzt sollt' er mit einem Male der Beste sein!

Frau Male bestand auf dieser Reise, die so weit war — vom äußersten Zipfel Ostpreußens bis nach Berlin —, und sie war doch noch nie gereist. Alle sanften Versuche ihres Mannes, sie davon abzubringen, scheiterten.

So sah sie denn eines Tages in einem Abteil vierter Klasse und fuhr nach Berlin. Sie war noch niemals in der Eisenbahn gefahren, und das Rattern und Schwanken machten, daß es ihr schlimm und weh wurde und sie nicht einen Bissen der mitgebrachten Vorräte genießen konnte.

Mit dumpfem Kopf und einem Schwäche- und Abtheilungsgefühl entstieg die sonst so frische Frau Male dem Zuge und stand dann, ihre große, gestickte Reisetasche in der Hand, ratlos im Gewühl der Großstadt. Es brauste und sauste in ihren Ohren, und sie hatte nur das eine Gefühl, daß sie absolut außerstande sei, sich allein zum Hospiz hinzufinden, das der freundliche Amtsvorsteher ihr aufgeschrieben hatte. Sie aber an einen der vielen, vielen fremden Menschen zu wenden mit einer Frage, dazu war sie zu ängstlich und mißtrauisch. Man erzählte sich dort oben in Ostpreußen Schaudergeschichten, die vertrauensvollen Reisenden in Berlin passiert waren.

So beging sie denn die ungeheure Verchwendung, sich von einer Droßke nach ihrem Bestimmungsort bringen zu lassen. Sie hatte von dieser Fahrt nur den Eindruck häßlicher, himmelhoher Häuser, rassender, fauchender, lärmender Fuhrwerke und unendlich vieler hastender Menschen, und war froh, als sie endlich in ihrem kleinen, einfachen Zimmerchen saß. Da merkte sie auch erst, wie hungrig sie war, und machte sich über die belegten Brote und harten Eier her, die sie von zu Hause mitgenommen hatte. Dann fiel Frau Male in tiefen Schlaf und träumte, sie wäre daheim in ihrem hübschen, kleinen Hause, und stände vor ihrem Manne, der auf dem Schneidertisch saß, mit dem Kopf schüttelte und deutlich sagte:

„Reiß' nur, Mädchen, kannst ruhig reisen, aber'n Zwed von dieser Reise tann ich nicht einsehn.“

Es war heller Tag, als sie am nächsten Morgen aufwachte. Sie zog sich hastig an und ließ sich den Kaffee bringen. Das freundliche junge Dienstmädchen fragte sie dann nach dem Wege zum Grunewald und war sehr erleichtert, daß die elektrische Bahn dorthin nur wenige Schritte vom Hause hieß.

Mit erwartungsvoll klopfendem Herzen saß sie dann in dem Wagen. Sie hatte eigentlich gar keine richtige Vorstellung, wie sie es machen wollte, ihren Jungen zu sehen. Sie hatten ja damals beide, sie und ihr Mann, unterschreiben müssen, daß sie das Kind niemals besuchen würden, daß es überhaupt für sie nicht mehr vorhanden sein dürfte.

„Und wenn ich den ganzen Tag vor dem Hause warten sollte. Einmal muß er doch ausgehen!“ hatte Frau Male daheim gemeint, und „die Polizei wird dich noch aufgreifen!“ hatte Kallnieß geantwortet.

Nun überkam sie plötzlich mit lähmender Angst der Gedanke, daß ihr Junge am Ende gar nicht mehr in Grunewald sein könnte, die vornehmen Leute verreisen ja manchmal im Sommer — oder — am Ende wohnten sie überhaupt nicht mehr dort.

Sie hatte das Haus, in dem Direktor Waldaus wohnte, bald gefunden. Vornehm blühte die weiße Villa zwischen den dunklen Kiefern hervor, und vom Hause bis an das hohe Eisengitter erstreckten sich Rasenplätze mit blühenden, hochstämmigen Rosen und Blumenbeeten. Und während Frau Male mit sehnsüchtigen Augen zwischen den Gitterstäben, vor denen noch allerlei Büsche standen, hindurchsah, kam der Postbote den schmalen Kiesweg herabgeschritten und trat auf die Straße. Da wandte sie sich mit schnellem Entschluß an ihn mit der Frage: „Wohnt hier der Direktor Waldaus?“

Der Beamte nickte: „Jawohl — Eingang für Lieferanten links um die Ecke, der vorn ist nur für Herrschaften.“

Frau Male hatte nur das „Jawohl“ gehört — und sie stand weiter fast unbeweglich am Gitter und suchte mit ihren Augen die Fenster ab, doch niemand war zu sehen.

Da knirschte leise der Kies des Weges wie unter Nädern, und von der andern Seite der Villa her kam langsam ein Rollstuhl, von einem Livreebedienten geschoben, daneben ging eine Dame. Das war die Frau Direktor, ja, das war sie — trotz des jetzt leicht ergrauten Haars erkannte Frau Male sie sofort. Und in dem Wagen saß — ein Zittern lief plötzlich über den Körper der großen, starken Frau, und ihre beiden Hände krampten sich, wie eine Stütze suchend, um die Gitterstäbe vor ihr. Der junge Mensch, der dort in dem Wagen saß, blaß und schmal und vornehm, das war er, das war ihr Ernstchen — er sah so fremd aus und war doch Kallnieß so ähnlich, so wie er damals ausgesehen, als er eben die schwere Lungenentzündung gehabt hatte.

Sie drückte das Gesicht gegen die kalten Eisengitter und sah und sah. — Nicht vor ihr, nur durch ein paar Büsche und Bäume getrennt, hielt der Wagen an, die Frau Direktor und der Diener halfen dem jungen Menschen heraus, sie zog seinen Arm durch den ihren, der Diener reichte ihm einen Stod, und langsam, mit dem stark wiegenden Gang der Hüftklappen, schritt er neben der Frau, die jetzt seine Mutter war, den einen breiten Gartenweg auf und ab.

Es ging etwas Wertwürdiges vor in Frau Male. Es war ihr, als täte sich ein Abgrund auf zwischen ihr und dem armen Krüppel dort, als sei er gar nicht ihr Sohn. All ihr gesundes Bauernblut empörte sich gegen ihn, galt es doch daheim in ihren Kreisen fast für eine Schande, ein Kind zu haben, das ein Krüppel war. Und sie dachte daran, wie ihr Ernstchen, als er noch so klein gewesen, immer über sein Bein geklagt und geweint hatte und immer aufgenommen sein wollte, und wie oft sie ungeduldig gewesen war und über die viele Arbeit, die er ihr machte, gescholten hatte.

Das leise Klirren von Geschirr ließ sich hören, der Diener brachte ein Tablett mit Tellern und Tassen und setzte es auf den kleinen Tisch hinter den Büschen. Mutter und Sohn kamen heran, und vorsichtig half sie dem großen Jungen, sich in den bequemen Korbstuhl zu setzen. Der Diener legte eine Decke um seine Knie und die Frau Direktor bestrich, belegte und zerschchnitt ihm die Brötchen, versuchte die Brühe, ob sie auch nicht zu heiß sei, und plauderte liebevoll und heiter mit ihm. Frau Male hörte ihre Stimme und ihr Lachen ganz deutlich, und ab und zu konnte sie einzelne Sätze verstehen.

„Wie gut, daß ich dich ganz so für mich habe, Ernst!“ hörte sie die Frau Direktor sagen.

Dergott, ja, bei den reichen Leuten machte es nichts, wenn ein Kind nicht arbeiten und nichts verdienen konnte? Und die Frau dort hatte den lieben langen Tag nichts weiter zu tun, als den Jungen zu bedienen und zu pflegen. Eine grenzenlose Erleichterung überkam Frau Male, daß der Junge dort nicht mehr ihr Kind war. Daheim würde er herumgestoßen und verhöhnt werden — ein unglücklicher Krüppel — und hier hatte er's so gut und war froh und glücklich — sie hörte wieder und wieder sein helles Lachen herüber tönen.

Noch einen langen Blick warf Frau Male Kallnieß auf das Kind, das sie geboren hatte. Dann wandte sie sich zum Gehen. Es war nichts von Schmerz und von Mitleid in ihr, nur eine große Leere, so als habe sie etwas unwiederbringlich verloren, das ihr Fühlen und Denken bisher zum größten Teil ausgefüllt hatte.

Am liebsten hätte sie sich gleich in den Zug gesetzt und wäre nach Ostpreußen zurückgefahren, aber wenigstens noch die Linden und das Brandenburger Tor und das Schloß mußte sie sehen, man hätte sie sonst ausgelacht daheim. Und — ja, das durfte sie nicht vergessen, Kallnieß und den Kindern mußte sie etwas mitbringen, ein paar Lederreien, ein paar buntgeränderte Taschentücher, auch ein Bild vom Schloß und vielleicht vom Kaiser.

wie euch, die Freude an der Natur vergrüßen sollte. Im Gegenteil, ich bin sehr dafür! Also lasst sie immerhin dort einen kleinen Jambisch servieren, Erlaucht!"

Graf Waldemar richtete seine guten Augen mit ernstem Ausdruck auf die alte Dame.

"Eine Bitte habe ich an Sie, teuerste Frau Baronin! Lassen Sie, bitte, den Titel fallen, wenn Sie mir eine Günst erweisen wollen, für die ich Ihnen recht dankbar wäre. Ich möchte für Sie nicht mehr sein, als der Waldemar Hohen-Altstein, das würde mich stolz machen."

Die Augen der Dame sahen ihn gütig an. „Von Herzen gern, Waldemar."

Sie reichten sich die Hände, mehr bedurfte es zwischen ihnen nicht, sie verstanden sich auch so.

Auf der Terrasse ging es bald lebhaft her. Der Besuch seiner geliebten Braut hatte den Grafen nicht nur sehr erfreut, sondern ihn auch von den unerquicklichen Gedanken abgezogen, welche die Lage seines Hauses ihm verurfachte.

In heiterster Laune unterhielt er sich mit Marga. Die Baronin neigte gern ein wenig.

"Eigentlich ist es wohl nicht ganz statthaft, daß die Braut dem Verlobten so ohne weiteres Besuche macht. Doch bei uns auf dem Lande nimmt man es nicht so scharf. Als ich daher in Margas sehnen Augen den brennenden Wunsch nach einem Wiedersehen las, schwanden meine Bedenken und ich fügte mich gern in die Rolle eines Elefanten. So nennt ja wohl ein burschikoser Ausdrud uns Jugendwächter."

Margas melodisches Lachen klang silberhell unter dem Laubdach der uralten Linden.

"Tantchen, das ist gottvoll, — der Begriff 'Elefant' und mein quecksilbriges Hausmütterchen von der Seeburg."

Auch Waldemar lächelte, als er jetzt der lustigen Dame die Hand küßte. „Um so dankbarer bin ich Ihnen, teuerste Baronin, weil sie mutig dem ominösen Beinamen trotzen und mir mein Bräutchen ins Haus brachten."

Ernst und mit einem innigen Blick auf Marga fuhr er fort:

"Nach all den schweren Dingen der letzten Tage tut meinen Nerven eine heitere Auffrischung wohl. Die Verhältnisse zwingen mich zu einem veränderten Lebensgang. Ich möchte Ihnen davon Mitteilung machen, wie es meine Pflicht ist, mit meiner zukünftigen Gattin und deren mütterlichen Freundin darüber zu sprechen."

Überrascht ruhten die Blicke der beiden Damen auf dem Sprechenden. Man wußte wenig über die inneren Angelegenheiten des gräflichen Hauses. Daß die bisherigen Reichsgrafen ein wenig über die Verhältnisse lebten, war bekannt, aber inwieweit dies einen Druck auf den Vermögensstand des Hauses ausübte, darüber war niemand unterrichtet, da ein jeder die Grafen für sehr reich hielt.

Waldemar begann seine Auseinandersetzungen.

"Es liegt mir fern, an der Lebensführung meiner Eltern irgendwelche Kritik zu üben, durch mein nunmehriges Verhalten. aber ich bin gezwungen, meine Ausgaben auf einen anderen Fuß zu bringen und allen unnützen Ballast über Bord zu werfen. Bisher legte man das Hauptgewicht auf die Instandhaltung verschiedener Wohnungen in einigen Städten. Ich aber gedente mein Hauptinteresse auf unser altes Stammhaus hier und vor allem auf die Güter zu übertragen. Es spricht da ein gewisser Zwang mit. Die Güter verlangen nach Beihülfe und ich muß zu diesem Zwecke einige Besitzungen an Zugewohnstätten veräußern, die ich doch nie bewohnen würde. Heute kann ich das nach Belieben tun, während ich, bei Fortsetzung der bisherigen Lebensweise, in einigen Jahren dazu gezwungen wäre. Stückweise muß ich nichts, ich muß von Grund auf organisieren und werde zu diesem Zwecke meinen Abschied einreichen. Mein ernstes Bestreben ist, den alten Glanz meines Hauses wieder zu festigen, darin erblicke ich meine Lebensaufgabe."

Seine sonore Stimme hatte einen festen, warmen Klang, als er diese Worte sprach.

In das leichte Erstaunen, welches diese Mitteilung bei der Baronin hervorriefen, mischte sich eine ungeheilte Bewunderung. „Das ist ein Mann!" dachte sie und freute sich.

Anders war die Wirkung bei Marga. Diese war zunächst verwundert, dann bestürzt.

Was schoß nur den guten Waldemar an, daß er einer solchen Vermögensgeschichte eine derartige Bedeutung einräumte? Die Grafen waren reich, was tat es, ob die Einkünfte auf einmal geringer waren, genug, übergenuß behielten sie doch zum Leben.

Aber der Entschluß des Grafen, die Offizierslaufbahn aufzugeben, hatte für sie selbst schwerwiegende Folgen. Ihr ganzes Zukunftsgebäude kam ins Stürzen.

Sie hatte sich ein reiches, anregendes Leben an der Seite des gräflichen Offiziers in der Residenzstadt ausgemalt, wo doch alle Töden einer feineren Kulturwelt zusammenliefen. Und nun —!

Sie grub die Zähne in die Unterlippe.

Waldemar war so ganz erfüllt von seiner Aufgabe, daß er die zornige Erregung Margas völlig überjah. Erst ihr Einwurf machte ihn aufmerksam.

"Verstehe ich recht, — du willst nicht länger mehr Offizier sein?"

"Gewiß, meine Liebe. Ich werde künftighin meine Kräfte in der Verwaltung meiner Güter üben, denn ein mühsames Leben wäre undenkbar."

"Mein Gott! — —! Verwaltungsbeamter willst du spielen? Zu derlei Posten gibt es doch Leute genug. Das brauchst du doch nicht selbst zu tun."

"In deinen Worten liegt ein gewisser Zweifel. Allerdings werde ich, für den Anfang gewiß, nicht das leisten, was ein geübter Beamter darin leistet. Aber darin liegt der Schwerpunkt nicht allein. Schon zu lange haben meine Güter das Auge des Herrn entbehrt, auch wenn die Vermögensverwaltung in den besten Händen lag. Außerdem bleibt mir nichts anderes übrig, wenn ich meinen Tisch machen will. Will ich weiter Offizier bleiben, was nie meine Absicht war, so muß ich auf meine Stellung Rücksicht nehmen. Der Name verpflichtet. So aber wird mir niemand verübeln, wenn ich die Haushaltungen in Allenheim und Kennhausen auflöse, die dortigen Wohnsitz veräußere."

"Wie, du wolltest Schloßchen Tannwald in Allenheim verlaufen?"

Fast erschrocken sah Marga aus.

"Allerdings", erwiderte Waldemar ruhig. „Gerade in der kleinen Residenz und Garnison meines Regiments beabsichtige ich alle Bräuten hinter mir abzubringen."

"Entschuldige, — aber hierfür fehlt mir jedwedes Verständnis. Du gibst eine Position auf, um eines Phantoms halber."

Margas Augen sprühten vor Zorn. Waldemar bemerkte es mit Befremden.

"Ich bin überzeugt, du wirst mir noch recht geben. Ich möchte jeglicher Verpflichtung dort enthoben sein, da das Leben gerade daselbst höhere Anforderungen stellen würde."

Marga aber fuhr auf.

"Mir will es nicht in den Kopf, daß du auf einmal deinen Beruf, den du stets mit Liebe und Eifer gepflegt hast, aufgeben willst. Du könntest die Verwaltung deines Besitzums von dort aus gut übersehen, ohne deine jetzige Stellung aufgeben zu müssen."

"Das wäre eine halbe Maßregel und führte zu unnützen Kollisionen. Was ich tue, das tue ich ganz."

"Du willst also als solider Krantjunker auf dem Schlosse deiner Väter sitzen und deinen Kohl bauen?"

Die Frage klang unendlich spöttisch.

"Zu meinem Bedauern sehe ich, daß du mich nicht völlig verstanden hast, liebste Marga. Glaube nicht, daß es mir leicht wird, dem bunten Rod abe zu sagen. Einmal mußte es aber doch sein, ob nun einige Jahre früher tut nichts zur Sache. Auf Avancement allein dient unferne nicht. Ich bin ein Frontoffizier, der seinen Platz ausfüllte, ich habe schon einige Kommandos ausgeführt, will ändern, die es nötig haben, nicht den Platz verpetten, da ich nun einmal nicht weiter dienen wollte. Ich muß jetzt den Platz räumen. Auch als Offizier habe ich andere Verpflichtungen wie ein simpler Leutnant Müller oder Schulze. Dem geh ich jetzt aus dem Wege."

Marga lachte trohig auf.

"Du räumst der Vermögensangelegenheit einen viel zu breiten Raum ein. Meines Erachtens kann ein Mann unseres Standes nur die eine Verpflichtung haben, wenn ihn keine andere Reizungen treiben, mit der Waffe seinem Fürsten und dem Lande zu dienen."

"Das habe ich getan und wenn einst dem Vaterlande eine Stunde der Not schlagen sollte, so wird man den Waldemar Hohen-Altstein in den vordersten Reihen der Kämpfer finden."

Bei einem andern Manne hätten diese Worte leicht wie eine Phrase wirken können. Nicht so bei dem jungen Grafen. Er sprach seine Überzeugung und seine Liebe zum Vaterlande damit aus.

Die Baronin, welche bisher mit stummem Interesse den Verhandlungen gefolgt war, mischte sich ein. „Wie dem sei, liebe Marga, du kannst das vollste Vertrauen in die Maßnahmen deines Verlobten setzen. Er wird reiflich überlegt haben, was er zu unternehmen hat. Und es wird zum Besten ausschlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Ihr bestes Kind.

Stich: von Ilse-Dore Tannet (Elsa Deller's).

(Nachdruck verboten.)

Frau Male Hallnisch ganterte hurtig, wie es ihre Art war, in der Küche umher. Die Arbeit flog ihr nur so von der Hand, und daß sie recht geräuschvoll war und die Töpfe, Tiegel und Zeller kirkten, war jedermann an ihr gewohnt und wun-



Winter auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz. (Mit Text.)

berte niemand — groß und stark und energisch wie sie war. Und wie die Gegenstände sich von ihrer großen, kräftigen Hand schieben und stoßen ließen, wohin sie wollte, so auch ihre fünf Kinder; sie machte nicht viel Federlesens mit ihnen, und das schien auch bei den derben, rotbäckigen Blondköpfen nicht angebracht; sie sahen aus, als könnten sie einen Buß vertragen. Gute Worte hörten sie selten, und Härlichkeiten kannten sie gar nicht von der Mutter, aber ihre Hand saß sehr locker, und es gab Tage, an denen es „Nakentöpfe“ nur so regnete.



Heinrich Leonhard v. Tschirschky und Bögendorff,
deutscher Vorkämpfer in Wien 1. (Mit Text.)
Phot. E. Dieber, Berlin

Der blasse, schmal schultrige Fritz Kallnieß, Dorfschneider seines Zeichens, ordnete sich in jeder Beziehung der überlegenen Energie seiner Frau unter. Er war froh, daß die Kinder nach ihr geschlagen waren, daß er verhältnismäßig sorglos auf eigenem, kleinen Besitz seinem Beruf nachgehen konnte, und daß jene schlimme Zeit, da Hunger und Not vor seiner Tür gestanden hatte, durch die Totkraft seiner Frau längst überwunden war.

Als Herr Kallnieß die Küche betrat, sah er sofort, daß seine Frau wieder ihren Tag hatte. In sein Gesicht kam ein ängstlich verlegener Ausdruck, und er mußte sich erst räuspern, ehe er schüchtern fragte: „Was hat dir der Herr Budgereit gesagt, wann er den Rost haben muß?“

Mate fuhr zusammen und sah ihn verständnislos an, und er mußte seine Frage nochmal wiederholen, ehe sie kurz erwiderte:

„Heute über acht Tagen will er ihn haben.“
Herr Kallnieß räusperte sich noch einmal. „Malchen, trautes, mußt all wieder dran denken?“ fragte er sanft-vorwurfsvoll.

Es kam wie ein Aufstöhnen von den Lippen der großen, starken Frau.

„Es wird mich noch verrückt machen, halb dumatich bin ich schon.“ Sie schob mit energischem Rud den Löffel, den sie gerade in der Hand hielt, aufs Brett, trodnete flüchtig die Hände an der Schürze und ging dann zum Schrank, dessen oberstem Fach ganz hinten aus der Ecke sie eine Kaffeebüchse entnahm, in der es bei der Bewegung heftig klapperte. Sie stellte diese auf den Tisch, nahm den Deckel ab, und winkte ihrem Mann.

„Bis obenhin voll mit Talern. Die hab' ich mir abgezwart. — Nichts Neues hab' ich mir gekauft in all den Jahren, wenn die Leute auch gemeint haben, ich sei quet-

sich und trüg' immer nur die alten Moddern. Das reicht zur Meise, ich will hin und will ihn sehen. Ich halt's nicht mehr aus, ich muß wissen, was aus ihm geworden ist, und ob's ihm auch gut geht, meinem goldenen Jungen, meinem trauesten Erbschen.“ Sie fiel plötzlich auf einen Stuhl, schlug die Schürze vor's Gesicht und fing bitterlich und heillos an zu schluchzen.

Herr Kallnieß stand einen Augenblick ratlos, er hatte seine Frau seit vielen Jahren nicht weinen sehen — seit zwölf Jahren



Dr. Kurt Zorge,
Direktor der Gastion-Werke in Magdeburg.
Phot. Nicola Perschke. (Mit Text.)



Die Post der in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen
verschiedener Staaten:
Deutscher, französischer und englischer Soldat bei Verteilung der Post unter Aufsicht eines
Schweizer Soldaten.

nicht, solange war es her, daß — — Er mochte nicht gerne an jenen Tag denken, an dem sie ihren Drittgeborenen, ihren Ernst, für Geld fortgegeben hatten an die vornehmen, reichen Fremden. Es kam ihm manchmal vor wie eine schwere Schuld, die seine Schultern herabdrückte und wie ein Alp sich oft in schlaflosen Nächten auf seine Brust legte.

sie gehörten jetzt zu den wohlhabenden Leuten im Dorfe, trotz der fünf Kinder, und seit sein Ältester, sein Joseph, ihm so fleißig half, hätte er sich können zur Ruhe setzen, wenn's ihm beliebte. Und damals war doch die Frau gewesen, die den ganzen Handel eingefädelt, die ihm alle seine Bedenken ausgeredet hatte. Und daß die Fremden gerade hatten den dreijährigen Ernst haben



Des dritten Kriegewinters erster Gruß. Gezeichnet von Kurd Albrecht.

Und die Not war doch so groß gewesen zu jener Zeit. Wenn er die achthundert Mark nicht hätte in drei Tagen zahlen können, wäre er obdachlos gewesen mit seiner Frau und den fünf kleinen Kindern, von denen das älteste sieben Jahre war — das letzte sollte in wenigen Wochen geboren werden. Die dreitausend Mark, die sie damals erhalten, hatten allen Sorgen ein Ende gemacht,

wollen, der etwas feiner, etwas zarter aussah als seine herb-bäuerischen Geschwister, und auch mehr Wartung beanspruchte, war ihr gerade recht gewesen. Ein paar Tränen hatte der Abschied freilich gekostet, aber er hatte sich damals selbst gewundert, daß er ihr verhältnismäßig so leicht fiel.

Und daß sie sich nun, die doch so hart und karg zu den Kin-

Unsere Bilder

Kaiser Franz Joseph von Österreich. Am 21. November v. J. verstarb auf Schloß Schönbrunn Kaiser Franz Joseph von Österreich im 87. Lebensjahre. Er ist in Wien am 18. August 1830 als ältester Sohn des Erzherzogs Karl geboren. Bei seiner Erziehung wurde von vornherein seine spätere Berufung auf den Kaiserthron ins Auge gefaßt. In die Politik- und Regierungskreise wurde er von dem Fürsten Metternich und dem Staatsrat Bilgiri eingeführt. Seine militärische Ausbildung leitete Oberst v. Hausel. Am 1. Dezember 1848 in Olmütz für volljährig erklärt, trat er nach der Abdankung seines Oheims Franz Ferdinand und Verzichtleistung seines Vaters als Kaiser von Österreich und König von Ungarn und Böhmen die Regierung an. 1853 vermählte sich Franz Joseph mit der Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern. Der Ehe entsprossen der Kronprinz Rudolf und die Töchter Sophia, Gisela und Maria Valeria. Unter die Regierung Franz Josephs fallen die Kriege gegen die verbündeten Franzosen und Piemontesen, gegen Dänemark im Verein mit Preußen, der deutsche Krieg von 1866. Durch die Zusammenkunft vom Jahre 1871 in Gastein und Salzburg mit Kaiser Wilhelm I. wurden die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich wieder hergestellt. 1879 wurde der deutsch-österreichische Bund, dem später Italien beitrug, geschlossen. Schwere Schicksalsschläge erlitt Kaiser Franz Joseph durch den Tod des Kronprinzen Rudolf im Jahre 1889, durch die Ermordung seiner Gemahlin in Genf 1898.

Heinrich von Thieritz und Böckendorff, der langjährige deutsche Botschafter in Wien, starb im Alter von 61 Jahren. Sein Tod inmitten des Weltkriegs ist ein schwerer Verlust für die verbündeten Kaiserreiche, deren enge und gute Beziehungen zu pflegen seine vornehmste Aufgabe war. Er hatte diesen bedeutungsvollen Posten seit Oktober 1907 inne. 1855 in Hofterwitz bei Dresden geboren, trat er 1883 in den diplomatischen Dienst ein. Er wirkte in Athen, Konstantinopel, Teheran, Petersburg, Lissabon und Hamburg, und wurde 1906 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt. In seine Wiener Tätigkeit fielen politische Probleme von schwerwiegendster Bedeutung.

Dr. Anri Zorge, Direktor der Union-Werke in Magdeburg, wurde zum technischen Chef des Stabes des neuen deutschen Kriegsamtts berufen. Er ist dem militärischen Chef General Gröner gleichgestellt. Das neue Kriegsamt wird die gesamte Industrie und alle in der Heimat brachtigenden Arbeitskräfte durch eine Arbeitspflicht für Kriegszwecke zusammenfassen. Mit der Lösung dieser großen Aufgabe wurde ein Großindustrieller von reichen wirtschaftlichen und technischen Erfahrungen betraut, der die erforderliche Vorbildung für das zur Erreichung des Sieges überaus wichtige Amt besitzt und zugleich durch das Vertrauen der Großindustrie gestützt wird.

Allerlei

Posthaft. Frau: „Warum hast du denn den Gratulationsbrief an den Herrn Postsekretär, der sich mit meiner Schwester verlobt hat, schwarz gefärbt?“ — Mann: „Einfach, weil es doch ein Kondolenzschreiben ist.“

Geistesgenwart. Im Siebenjährigen Kriege ritt der preussische General v. Wunsch aus dem Marsche nach Dresden mit dreißig Husaren voraus und stieß auf eine große feindliche Überzahl. Da rief er: „Grenadiere marsch! Dragoner rechts schwenkt! Husaren vorwärts marsch!“ Sowohl seine Stimme, als seine Kommandos waren gleich unerfrenlich für den feindlichen Haufen. Man ergriff die Flucht und Wunsch machte mit seinen Husaren hiezig Gefangene.

Neujahrsgatulationen bei Hofe. Am Wiener Hofe war der Neujahrstag seit 1767 der größte Galatag des Jahres. Denn Kaiser Joseph II. hatte durch ein Villet vom 30. November 1766 die früher zu Otern und Weihnachten üblichen Gratulationen aufgehoben und auf den Neujahrstag verlegt. Eigentümlich waren die Gratulationen, welche Friedrich II., König von Preußen, alle Jahre an sein Heer zu richten pflegte. So lautet z. B. der Armeebefehl vom 31. Dezember 1781: „Ihre Majestät der König lassen allen Herren Offizieren zum neuen Jahre gratulieren, und die nicht sind, wie sie sein sollen, möchten sich bessern“; und am 2. Januar 1783 stand in dem königlichen Glückwunsch: „Ihre Majestät der König lassen allen guten Herren Offizieren vielmals zum neuen Jahre gratulieren und wünschen, daß sich die Abzüge so betragen, daß Sie ihnen künftig auch gratulieren könne.“ A. E.

Die Tätigkeit des „Noten Kreuzes“ möchten wir heutzutage wohl um keinen Preis entbehren. Aber es ist vielleicht gerade in diesen Kriegsjahren angebracht, daran zu erinnern, daß die Zeit noch gar nicht so weit zurückliegt, wo es diese Einrichtung noch nicht gab. Wer die Geschichte des „Noten Kreuzes“ nicht kennt, wird mit einigem Erstaunen lesen, daß zu Anfang des Jahres 1864 in unsern Zeitungen zu lesen war: „Ein Franzose, Herr

Dinant, hat ein anziehendes Buch, enthaltend Szenen aus dem letzten italienischen Kriege, geschrieben und macht darin den Vorschlag, internationale Gesellschaften zur Verpflegung der im Kriege verwundeten Soldaten zu bilden, deren Los so oft elend genug ist. — Vielleicht wäre es gut, wenn man für den bevorstehenden Schleswig-Holsteinischen Krieg eine solche Einrichtung ins Leben riefte. Gut geleitet, könnte ein solches Korps von Krankenpflegern unsern verwundeten Söhnen und Brüdern geeignete Hilfe leisten und vielleicht manchen vom Tode retten.“ P. D.

Gemeinnütziges

Süße Bregeln. Man mischt 250 Gramm Mehl, 75 Gr. Butter, 60 Gr. Zucker, Vanille- oder Zitronenzugschmack, ein recht großes Ei, einen Eßlöffel Wasser zusammen mit einem Viertelpäckchen Backpulver zu einem Teig. Aus diesem Teig Bregeln formen, mit Eigelb bräunen, mit grobem Zucker (Kristallzucker) streuen, auf buttergetrichene Bleche legen, und flott baden.

Winters über ständig im Stalle gehaltene Hühner sollen möglichst viel Bewegung haben. Das befördert die frühe Vegetätigkeit; durch Bewegung wird die Verdauung und Freßlust angeregt, die Tiere sind ständig gesund und wenn ihre Zeit einmal gekommen, überaus leistungsfähig. Den Hühnern auf einfache Weise ständig Bewegung zu verschaffen besteht darin, daß man das Körnerfutter ständig unter ein größeres Quantum Stroh gibt, ferner auch dadurch, daß man Grünfütter wie Rüben, Wirsingballen, Krautköpfe und dergl. je nach der Größe der Masse ca. 60 bis 70 Zentimeter über dem Boden aufhängt, damit die Hühner nur durch Einvorwringen zu diesem gelangen können. Das Winterfutter soll den Hühnern immer so gereicht werden, daß sie es nie ohne besondere Bewegung erlangen können.

Schubbaumwendungen, die einen stärkeren Frost erlitten haben, sollen bei der Ankunft langsam austauen. Man bringe die Ballen in einen frostfreien Raum und lockere die Bänder etwas.

Abbarbar kann während des ganzen Winters gepflanzt werden, sofern mildes Wetter herrscht. Es ist aber nötig, die Pflanzen mit kurzem Dung zu umgeben.

In dem Keller aufbewahrter Blumen- köhl muß vor Tropfensfall gut behütet werden. Er verdirbt sonst sehr schnell.

Niesamen geht bei kaltem Wetter am leichtesten aus den Hülsen, ist also sehr zu dreichen. Nach anderer Methode entfernt man ihn durch Lösen im Wadofen aus den Hülsen. Das ist nicht so empfehlenswert, denn wenn die Hülse zu stark wird, büßt der Same an Keimfähigkeit ein.

Am gute Rüsse von hohlen oder wurmigen Rüssen zu unterscheiden, gibt es ein sehr einfaches Mittel: Man schüttet sie in einen Topf mit kaltem Wasser. Während die hohlen Rüsse auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, sinken die guten Rüsse sofort zu Boden, die wurmstichigen oder angefaulten Rüsse bleiben anfangs oben und sinken dann langsam unter.

Quadratratfel.

A	A	A	A	D
E	E	E	G	G
G	H	H	I	L
M	M	N	N	O
R	R	S	S	T

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wogerechten Reihen bezeichnen: 1) Eine Magd Abrahams. 2) Einen arabischen Gruß. 3) Ein indogermanisches Volk. 4) Einen Einspruch. 5) Ein Gebirge in Vorderindien. — An Stelle der fettgedruckten Buchstaben muß der Name eines bekannten Werkes von Tacitus entstehen. Julius Cäsar. Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.